

Insel

Hermann
Lenz
Das stille
Haus

Roman



Stephan Clary, der begabte, hochsensible junge Ich-Erzähler, wächst im Wien des ausgehenden 19. Jahrhunderts auf. Der Endzeit, dem zerfallenden Kakanien, entspricht die langsame Auflösung der Ehe seiner Eltern. Der Vater sieht die politischen Veränderungen und sozialen Umschichtungen illusionslos voraus, verabscheut sie, weiß ihnen jedoch nichts entgegenzusetzen als Zynismus. Seine Mutter hingegen findet eine Möglichkeit, auf stille Weise zu überleben: sie liebt, was immer war, die Dinge der Natur, die Geschenke der Jahreszeiten, was lange war, die Wohnungen der kleinen Leute und die kleinen Leute darin nicht weniger als ihr Stadthaus in Wien.

Stephan schließt sich der mütterlichen Philosophie der Naturromantik an, da sie ihm Verlängerung einer idyllischen Lebensweise zu gewähren scheint und auch er mit dem heraufziehenden Neuen nicht paktieren mag. In leisen Tönen malt Lenz ein Bild von emotionaler Mutterbindung und Außenseitertum, von stiller Treue und dem Glauben an eine erfüllte Zukunft.

HERMANN
LENZ
DAS STILLE
HAUS

Roman

Insel Verlag

Die Erstausgabe des Buches erschien 1947
in der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart



Erste Auflage dieser Ausgabe 2024
© 1982, Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung nach Entwürfen
von heißmann, heilmann, hamburg
Druck: Books on Demand GmbH, Norderstedt
Printed in Germany
ISBN 978-3-458-24368-7

www.insel-verlag.de

DAS STILLE HAUS

NUN FING MEINE Mutter unten an zu spielen, und ich hörte es in meinem viel zu großen Bett. Es war noch früh, durch die Fensterläden drang das Blau des Abendhimmels und das Geschrei der Schwalben, die gegen den First flogen. Ich war glücklich, das selige Wiegen der Melodie, die sie jetzt spielte, streifte mich im Liegen wie der warme, durchs Fenster wehende Wind, während ich nackt auf den Kissen lag, die sich kühl an meine Haut anschniegten. Manchmal war mir's zumut, als liefen steife Ballettschuhe unten über den Parkettboden hinweg, wenn meine Mutter die Töne von den Tasten davonrieseln ließ und ich bei geschlossenen Augen sah, wie schmerzlich gespannt ihre Lippen waren, wie sie unterm Spielen oft unruhig wurde und zum Vater hinüberschaute, fragend, ob es ihm gefiele. Er lächelte dann meistens und hob die Zigarette in den schmalen Fingern in die Höhe, aber irgendeine Gemütsbewegung, etwas Herzliches oder eine Freundlichkeit, die sah ich nicht an ihm.

Später kam meine Mutter, sie war aufgeregt und sagte mir »Gute Nacht«. Flüchtig küßte sie mich; die Margit kam jetzt auch mit der Großmutter aus ihrer abendlichen Tanzstunde nach Haus, und wir machten für einen Augenblick die Fenster auf, um alle vier hinunter in den Hof zu schauen, den sommerabendlichen, heiteren, wo ein paar Kinder, vom Ballspielen erhitzt, im Torbogen zum Mond hinaufschauten. »Da, guckt her, dort segelt er, mitten durch die rosa Abendwolken!« rief die Mutter und zeigte hinauf, hastig und auf eine fremde, unechte Art fröhlich. Aber die Groß-

mutter legte ihr die Hand auf den Arm, und dann wurde sie ruhig.

Sie hatte ein Parfüm, heut find' ich's nirgends mehr, es ist wohl mit ihr und der untergegangenen reinen Zeit verschwunden, aber damals spürte ich es immer, wenn sie mich umarmte. Ganz plötzlich war sie zärtlich zu uns Kindern, die feine, innerlich zerbrechliche Frau, die fremdländisch aussah, schwarzhaarig, wie wir alle waren, und mit im Sommer leicht gebräunter Haut. An meiner Mutter waren dann die Handgelenke das Reizvollste, denn, immer mit einem goldenen Reif geschmückt, muteten sie an wie von längst gestorbenen Menschen, Ägypterinnen oder Frauen aus Samarkand, die wählerisch im Tun ihrer Hände waren.

Die Margit mußte man damals ein wenig zügeln, weil sie innerlich mehr von Lebensdurst glühte als ich.

Jetzt war ihr neuestes Glück das Tanzen. Bei uns lernt man's ja früh, und die »Tanzschul« bei einem vor Alter wackligen Ballettmeister mit goldknopfigem Stock, während die Großmutter unter lauter alten Tanten an der Wand saß, vergeß ich nicht. Die Großmutter war leidend. Eigentlich mochte sie nimmer weit gehen, der Weg in die Tanzschule war für sie schon anstrengend genug, aber sie ging doch mit, weil es die Margit wollte, die unersättliche, die gar nie genug kriegen konnte und, wenn längst alle Kinder beim Schokoladepudding saßen, noch immer auf dem glänzenden Parkett der Großmutter ein paar Tanzschritte vormachen und sie fragen mußte, ob's so stimme, ob sie's so in ihrer Jugend gemacht habe. Sie lächelte dann und nickte – mein Gott, sie wußte es nicht mehr . . . Und abends durfte ihr die Margit die Nadeln, eine nach der andern, aus den Haaren ziehen oder in ihrem Schmuckkästchen wühlen, in den Granatkettchen und im Gold. Wie gern hat sie dann die großen Ohrringe anprobiert,

die aus der Heimat der Großmutter stammten, einem heißen Land, wo's spanisch zuging. Dann stellte sie in ihrem Zimmer den Toilettenspiegel mit zwei Leuchtern etwas schräg, legte der Margit die schwarze Mantilla um und ließ sie auf den Zehenspitzen ins Glas schauen . . .

Wir waren glücklich. Die Margit kämmte sich ihr Haar damals so in die Stirn, daß es fast wie bei einer kleinen Dame aussah, und ich lag oft im geräumigen Bett, das goldene Girlanden außen hatte, hörte der Mutter beim Spielen zu und versank in seligem Nebel. Wer ließ die Zeit vorübergehen, unmerklich und wohl-tuend? Die Antwort darauf kümmerte uns nicht, das Bittere hatten wir bloß flüchtig geschmeckt, wie man eine seltene fremde Frucht probiert, und was sich zwischen meinem Vater und der Mutter abspielte, streifte uns bloß, weil in uns noch alles unverletzt war.

In der Früh war die Mutter immer aufgeregt, wenn eines von uns Kindern ins Badezimmer wollte, wo der Vater Toilette machte. Schauten ich oder die Margit, noch im Nachthemd, aus dem Schlafzimmer heraus, so kam sie durch das Treppenhaus heraufgelaufen und scheuchte uns fort. »Ach, bleibt doch liegen«, sagte sie, »ich wecke euch schon, wenn's Zeit ist.« Sie hatte meistens ein Buch in der Hand, denn in der Früh las sie am liebsten und frühstückte auch immer ganz allein. Überhaupt war's morgens bei uns höchst merkwürdig: der Vater ließ sich von der Mizzi den Kaffee aufs Zimmer bringen, die Mutter trank für sich, wenn alles im Haus noch still war, und wir Kinder kamen zuletzt dran mit der Großmutter. Dann saß sie manchmal in sich versunken bei uns, geistesabwesend, die Hand auf dem Tischtuch, und durchs offene Fenster auf die Dächer hinausschauend; sie rauchte gerne eine Zigarette. Der

Kaffeegeruch war im Zimmer, das blaue Flämmchen brannte unter der Maschine und der Südwind kam durchs Fenster, der verlockende.

Oft ging man in den Wald, im Frühjahr, zum Sammeln der Waldmeisterblumen, die den Schatten liebten, und die die Mutter sehr gern hatte. Wir traten in das mürbe, braune, vorjährige Laub, die Anemonen und Waldmeisterblätter hatten ihr feines Gespinst darüber ausgebreitet, und meine Mutter stand auf dem Trittbrett unseres Wagens und hielt einen Strauß duftender Blumensternchen hoch empor. Um sie war das Frühlingsgrün im Wald, der Wagen federte, weil sie vor Fröhlichkeit nicht ruhig stand; jetzt war sie ja ganz allein mit uns Kindern. Die violetten Wagenpolster leuchteten unter dem jungen Laub der Buchen, dann fuhren wir auf den weichen Waldwegen heim. Es schaukelte im Fahren, und der Wagen knarrte, manchmal mußte man sich vor einem herabhängenden Ast ein wenig bücken, wobei es das wohlthuendste Gefühl der Kindheit war, so gefahren zu werden.

Wenn der Vater uns begleitete, war's anders. Dann ging sie still und folgsam neben ihm und war nicht lustig; sie zupfte mir auch immer wieder den weißen Fallkragen im Nacken zurecht oder glättete mein Haar, während der Vater mich prüfend anschaute mit kalten, grauen Augen. Sie versuchte dann etwas zu sagen, das ihm gefiel, aber er schwieg fast immer, rauchte im Gehen teure Zigaretten und war mit den Gedanken unter Leuten der großen Welt, in Persien oder Ägypten, während meine Mutter ihre sommerlichen Empfindungen ganz auskosten wollte: das Verweilen im Anblick der weißen Wolken, wenn sie im flüchtigen heißen Wehen des Winds auf die Wiesen hinausschaute und das Atmen ihr leicht fiel. Sie liebte alle zarten Gräser, den warmen, glatten Nadelboden,

auf dem man als Kind in Sandalen am liebsten ging. Sie war viel einfacher als er, »ach Gott, ich bin vielleicht zu dumm für unsern Vater«, konnte sie oft sagen, obwohl sie doch so stark mit allen Sinnen lebte wie kaum jemand. Aber er berechnete immer alles, überlegte mit kühler Schärfe, und das war ihr fremd; sie spürte Schmerz oder Mitleid oder etwas Seliges und Glückliches im Herzen, und das genügte ihr. Niemand konnte wie sie so lang und ruhig im Garten vom Schloßcafé an der Mauer beim Weinspalier sitzen und zur Sonnenuhr am Turm hinaufschauen, wo der Schatten unterm rostigen Stab langsam weiterrückte. Dann hatte sie am liebsten mich bei sich, weil ich auch gern still war und in mich hineinschaute.

Zur Zeit der Waldmeisterblüte kamen wir einmal nachmittags in unsere kleine Stadt hineingefahren, die Wagenpolster voll vieler duftender Sternblüten. Warmer Staub wehte von der Hauptstraße empor, als wir am weißen Schloßbau der Bezirkshauptmannschaft vorbeifuhren. Da zuckte die Mutter ganz leicht zusammen, unmerklich fast, aber ich spürte es doch gleich, weil sie zwischen der Margit und mir saß. Rasch ließ sie unseren Kutscher anhalten. Sie sprang heraus und stand vor einem Herrn, der ein Monokel trug und freundlich aussah. Hastig wurden wir ihm vorgestellt: »Das ist der Onkel Bofinger aus Wien«, sagte die Mutter und ließ den Wagen vorausfahren. Dann lächelte sie glücklich, stieß mit den Schuhen immer an die Sonnenschirmspitze im Gehen und plauderte so leicht und frei, wie ich's von ihr nicht gewohnt war. Aber das mochte daher kommen, weil der Apotheker Bofinger mit ihr zusammen aufgewachsen war und sie darum als Kinder viele gleiche Erlebnisse gehabt hatten.

Der erste Nachmittagskaffee mit Toni Bofinger war reizend. Da saßen wir alle außer dem Vater im runden

kühlen Zimmer nach dem Garten. Unser kleines Palais hatte dicke Mauern, und in das Treppenhaus mit der weißen Stuckdecke und den gedunkelten Bildern oder in die Zimmer voll alter Möbel mit Potpourrivasen, in die die Mutter Rosenblätter hineinwarf, damit ihr süßer Duft alle Räume durchzog, wehte sommers der warme Wind aus dem Garten, und wir schauten vom Tisch aus ins leichte, träumerische Wiegen der Baumwipfel.

So war's auch jetzt, und weil der Vater nicht da war, konnten wir uns bequem auf die Stühle setzen. Die Mutter hatte sich halb auf eine Causeuse gelegt, wie man's ab und zu auf alten Porträtbildern sieht, wo sich die Dame auf einen Ellbogen stützt. Ich selbst hatte die Schuhe ausgezogen und mich in einen großen Lehnstuhl geschmiegt, die Knie nackt und braun und von Dornranken im Wald ein wenig zerschunden, während die Margit am Boden auf dem Teppich hockte. So hörten wir der Mutter und Toni Bofinger beim Erzählen zu.

Tonis Vater hatte am Naschmarkt in Wien ein Wachstiehergeschäft gehabt, einen kleinen Laden, der von außen bloß zwei Fenster hatte, angefüllt mit Votivtäfelchen, auf die farbige Bildchen geklebt waren, durchbohrte Herzen mit goldenen Schwertern und heilige Liebesflammen, Kerzen mit goldenen Sternchen, Engelshaar und Glasschmuck. Dorthin war die kleine Konstanze oft gegangen, sonntags, wenn die Gassen um den Stephansdom still waren und man den eigenen Schritt hörte und sich leicht fühlte, im Sommerkleid mit bloßen Armen. Dann saß man beim Toni hinten auf der Holzgalerie im Hof, es gab Milchrahmstrudel und Kaffee, Tonis Vater kam hemdsärmelig dazu und spielte nachher eine Partie Tarock mit den Kindern, seine Trabuko im Mund. Sein Hemd war so weiß, frisch

und lavendelduftend, aber nach echten, selbst getrockneten Zweiglein, daß es die Mutter noch heut pries. Ein bißchen altklug war der Bub damals, er legte die Spielkarten schon ganz wie ein feiner Herr im Kaffeehaus auf die Tischplatte und war überhaupt als das einzige Kind ein bißchen verwöhnt.

Die Wachsziehersleute waren stolz darauf, daß die kleine Konstanze sie besuchen durfte, denn Tonis Onkel war Hausdiener bei ihren Eltern und kam auch sonntags manchmal auf Besuch, ein würdiger Herr mit einer fürstlichen Krawattennadel in Form einer Leier, der immer etwas steif ging, als wäre er im Frack. Und Tonis Mutter, die Bäckerstochter, die freundliche, die jung war, reizend und gesund, wenn sie werktags mit nackten Armen im Hof Wäsche bügelte und die Kinder dabeistanden, ein Blatt vom Nußbaum in den Fingern reibend, die hatte ein so liebes und heiteres Wesen, wie's heut nimmer vorkommt. »Ich seh sie noch abends beim Windlicht auf der Galerie sitzen«, erzählte die Mutter, »der Vater vom Toni spielte die Zither und sie hat dazu die Lieder g'sungen, die ich so gern hab, den Erzherzog-Johann-Jodler oder das reizende, das anfängt: »Der Kaiser ist ein lieber Mann . . .«, dazu die vielen G'stanzeln und Lieder auf Wien . . . Ach, wißt ihr, damals hat man halt noch was Herzliches überall gespürt, heut ist's wohl gerade noch eine kurze Zeit lang schön, aber es wird schon kälter, und neugierig auf die Zukunft bin ich nicht . . .«

Den Stephansdom oder die Kirche, die Maria am Gestade heißt, überhaupt alle Kirchen, hatten die Kinder in Wien sehr gern. Da machten Toni und Konstanze, wenn die Straßen heiß waren, ihre träumerischen Spaziergänge, ließen sich den kühlen Wind aus einer Toreinfahrt, hinter der eine Käferei war, ins heiße Gesicht wehen, gingen durch die engen Gassen, wo

oben schmal und blau der Himmel hereinschaute, oder ein blankes Barbierbecken blitzte, wo, anschwellend und wehmütig, ein Leierkasten spielte und eine Kirche am Weg stand mit ihrer Stille, ihrer Kühle; der Mesner ging darin herum und rückte ein Glöcklein an der Altartreppe zurecht, Toni war in den Anblick ehrwürdiger Gebeine hinter Glas, die auf rotem Samt lagen, ganz versunken und spürte das feine Grauen vor den bestaubten Reliquien, in deren Augenhöhlen Edelsteine glänzten, als einen seltenen Genuß im Herzen. Konstanze aber war vertieft ins Heilige und kniete nieder.

Später haben sich Konstanze und Toni verloren, er hat »auf den Apotheker studiert«, wie sein Vater gesagt haben würde, und Konstanze ist nach Paris für einige Jahre geschickt worden, wahrscheinlich, damit sie von Toni getrennt war. Aber jetzt trafen sie sich wieder, in Konstanzes schmerzlichster Zeit. Das nahm sie dankbar als ein großes Schicksalsgeschenk hin, aber im Herzen war sie ängstlich.

Abends kam der Vater. »Ach, Herr Bofinger, Servus«, sagte er, die Zigarette im Mundwinkel und die tiefliegenden grauen Augen blitzend. Dann warf er ein wenig geziert seinen goldenen Kettenring über das Handgelenk zurück und fügte mit gespielter Freundlichkeit hinzu: »Bleiben S' bitte zur Waldmeisterbowle da.«

Die Mutter hat mir erst später erzählt, wie schrecklich dieser Abend für sie war. Der Vater hatte sein ironisches Wesen hervorgekehrt, womit er sich auch selber quälte, ging lange schweigsam auf und ab, während Konstanze und Toni still dabeisaßen. Schließlich tat er herzlich und zeigte die Photographie eines Gemäldes, das seine Freundin, eine gewisse Franziska darstellte, die das Haupt einer unruhigen Bohème war,

wo man sich selbst nimmer ernst nahm. Dann spottete er sehr über die stille Liebe meiner Mutter zu einem gewissen kleinen bürgerlichen Frieden, einer Zurückgezogenheit in Dachstuben oder Hinterhöfen, was natürlich auch gegen Toni Bofinger gemeint war, der aus so kleinen Verhältnissen stammte.

Meine Mutter quälte all dies sehr, aber sie liebte ihre Schmerzen und kostete sie aus; das hatte sie sich angewöhnt, weil sie viel allein war. Jetzt, da wir in der kleinen Stadt auf dem Land lebten, hatte sie viel Zeit, über sich selber nachzudenken, und spielte darum gerne mit Erinnerungen.

Besonders an Franziska mußte sie oft denken. Die hatte sie schon als Mädchen kennengelernt, sie war mit ihr im Salesianum erzogen worden und schon damals eine unruhige Person gewesen, die sich immer auflehnte. Ihre Eltern führten das unstete Wanderleben der Diplomatenfamilien. Einmal, als Konstanze sie besuchte, wurde sie in ein Zimmer hineingeführt, wo Franziskas Mutter sie flüchtig begrüßte, um sich dann gleich wieder einem jungen Herrn zuzuwenden, der von einer seltenen, wächsernen Schönheit war; die Augen der Frau waren unruhig und glitzernd. An einem Kamin stand Franziskas Bruder, ein Herr mit blasiertem Lächeln, der spielerisch eine Blume zerpflückte, aus einem entfernten Zimmer hörte man jemand Geige spielen, mit einer Neigung zum Weichen und Gefährdeten, das sich allen Empfindungen stark hingab, und Franziska selbst zeigte ihr in einer ägyptischen Salbenbüchse ihre Kostbarkeiten: einen Büschel getrockneten Steppengrases aus Rußland, bei dessen Anblick sie sich in eine rauschhafte Erinnerung an die kurzen russischen Sommer verlor, wo sie mit aufgelöstem Haar ins Heu sank, heiß und müd vom Tanzen nach der endlosen Gitarrenmusik. Ferner ein Stück grünen rö-

mischen Glases und das Bild eines jungen Herrn, der ausschaute, als habe ihm ein Frühlingssturm das Haar verwirrt. Es war der Vater. Die Mutter lernte ihn erst durch die unstete Franziska kennen, das war natürlich ein Unglück. Übrigens sagte sie von dem römischen Glas, sie schaue immer dann hindurch, wenn ihr alles ringsum zu rot und zu feurig brennend vorkomme, nach einem wilden Traum etwa, wenn's ihr fiebrig zumut sei.

So etwas befremdete meine Mutter, und später, als sie schließlich verheiratet war, fügte ihr Franziska noch manchen Schmerz zu. So trat sie einmal in der Stadt Wien aus einer Kirche ins Freie und fühlte sich beruhigt. Es regnete gerade, und sie stand für eine Weile unter dem Torbogen still und schaute auf den Platz hinaus, wo viele graue Regenflämmchen aus dem Pflaster sprangen. Dann erschrak sie, denn drüben vor dem Hotel sah sie den Wagen ihres Mannes stehen, das rissige Lederverdeck war hochgeklappt, und er half gerade Franziska beim Aussteigen. Das Lederverdeck aber, wie das in diesem Augenblick ausschaute, wie der Regen darauf spritzte, das konnte die Mutter nicht vergessen, es war zum Lachen. Oder ein andermal, als sie die alte Lene aufsuchte, die in ihrer Kindheit immer zum Nähen ins Haus gekommen war, und von der heut etwas Verehrungswürdiges für sie ausging: als sie bei ihr in der Dachstube saß, wobei der alten Frau die Tränen übers runzlige Gesicht herunterliefen, ging ihr Blick einmal zufällig durch das Fenster, und sie sah wiederum den Vater unten mit Franziska vorbeigehen . . . »Ach, es ist vielleicht dumm, wenn ich mich darüber aufgeregt hab«, sagte sie später oft, »aber es traf mich halt immer in einem so ungünstigen Moment.«

II

VON DER ALTEN Lene hat meine Mutter ein kleines Porzellanding geschenkt bekommen, ein Nippes, wie man früher sagte, das nichts wert war. Aber sie hob es auf, weil es den Duft ihrer Kindheit hervorzaubern konnte, wie ich in diesen Blättern auch vieles aufhebe, das unbedeutend aussieht, aber immer die Fata Morgana der glücklichsten Jahre hervorruft, die es gab.

Wien habe ich gesehen, das alte Wien. Da kam ich zum erstenmal mit meiner Großmutter hin, und ich weiß noch, daß wir in einem Hotelzimmer beieinander waren. Das Klingeln einer Pferdebahn kam durch das geöffnete Fenster, zusammen mit dem morgendlichen Lärm der Stadt, und die Großmutter sagte zu der Mutter: »Hab doch um mich bitte keine Angst, Konstanze, es lohnt sich ja auch nimmer bei einer so alten Frau. Und dann geht die G'schicht sicher gut vorbei, und du hast dich unnötig aufgeregt.« Denn die Großmutter mußte sich damals operieren lassen, es stand um sie sehr schlimm, und meine Mutter war geschwächt von Sorge.

Wir gingen dann hinunter zum Frühstück über die roten Teppiche, und in dem großen Spiegelsaal setzten wir uns neben eine Palme. Die Mutter aß gar nichts, und als der Wagen schließlich vorfuhr, der die Großmutter ins Allgemeine Krankenhaus zu bringen hatte, blieb sie eine Weile am Tisch sitzen, stützte die Stirn in die Hand und sagte: »Ach, wartet noch ein bißchen.« Und dann tat sie uns Kindern etwas Kölnisch Wasser auf die Schläfen, was in der Sommerwärme sehr wohltuend war.

Als wir vom Krankenhaus ins Hotel zurückkamen, trafen wir den Vater. Er war sehr freundlich und kümmerte sich auch um die Mutter, die bleich und hilflos unter uns Platz nahm. Wir Kinder waren still. Uns hatte der Karbolgeruch in den sauberen weißen Gängen im Krankenhaus sehr eingeschüchtert, und wenn jemand zum Operationssaal an uns vorbeigefahren worden war, hatten wir die Kälte des Bleichwerdens im Gesicht gespürt. Der Vater plauderte jetzt sehr geläufig. Er erzählte von einem Fest mit Lampions in China, was sich interessant anhörte, aber so, als wäre er an unserem Schmerz unbeteiligt, als würde es ihn nicht kümmern, wie es der Großmutter ging.

Im Zug, als wir in unsere kleine Stadt heimfuhren, saß ich ihm gegenüber. Er sprach gar nichts mit mir, schaute durchs Fenster und zeigte sein verschlossenes, scharfes Gesicht mit schmalen Lippen und angestrengten Schläfen. Manchmal schrieb er mit einem Silberstift etwas auf, oder er unterhielt sich mit der Margit, zog eine kleine Schere oder das Spiegelchen, die Puderbüchse aus dem Reisenecessaire heraus, das er ihr gekauft hatte, und belustigte sich an ihrer Art, über die kleinen Dinge beinahe wie eine junge Dame erfreut zu sein, der ihr Geliebter ein Geschenk gemacht hat. Die Mutter war so still wie ich, und manchmal spürte ich, wie sie meine Hand drückte.

»Ach«, sagte sie einmal ganz leise, »man muß halt warten, bis die Wunde verheilt ist. Ich glaub sicher, 's geht gut.«

Zu Haus ging ich auf unsern Speicher, weil man dort völlig allein war. Ich schaute auf die kleine Stadt hinaus, auf ihre braunen und moosigen Dächer, zwischen denen violette Nebel langsam heraufkamen. Ich beneidete eine Schwalbe, weil sie so frei dahinflog, und freute mich am Alleinsein. So würde ich mein Leben gern

hinbringen, dachte ich: ganz allein, um die Menschen um mich betrachten zu können, nur brauchte ich eine ruhige und glückliche Zeit. Später kam sicher etwas Schlimmes, das spürte ich, aber da war man dann älter geworden oder schon verschwunden.

Ich hörte Schritte auf der Treppe, und meine Mutter kam in die Dachstube. Sie hatte ihr anmutiges, glückliches Lächeln und hielt in der Hand eine Glockenblume, wie sie im Wald wächst. Dann sagte sie: »Schau, das sind mir die liebsten Blumen. Ich mein' immer, so eine werd ich mal, wenn ich tot bin.«

Dann faßten wir uns an den Händen wie zwei Kinder und gingen hinunter, nachtmahlen.

Auf dem Speicher war mit der Margit am schönsten spielen. Da gingen wir zusammen hinauf unters Dach, wo es nach alten Möbeln roch, die dort untergestellt waren. Das war mir angenehm, denn im Duft von trockenem Holz ist hübsch träumen. Und dann gab es auch Bücher dort, von denen ich heut manches gern besitzen würde, weil's meistens französische waren. Die schichteten wir sehr sorgfältig um uns auf, und ich saß hinter einem Wandschirm aus zerschlissener Seide, glücklich über meine Einsamkeit, fast wie ein Sonderling. Hier führte ich ein neues, mir eingebildetes Leben und glaubte, ich wäre ein feiner, älterer Herr mit grauen Schläfen, der auf die Welt nimmer viel gab und nur noch an seinen Freund Gustav in Wien Briefe schrieb. Wien aber war bei der Holzterrappe, die hinauf unters Dach führte, wo die Margit ihren Tisch und ein Nachtgeschirr mit Rosenmuster stehen hatte. Sie war der Freund Gustav, bei dem ich oft anklopfte, denn nach Wien ging ich gern. Es stand mir immer als das Verlockendste vor den Sinnen: Im Hotel Meissl und Schadn mußte hübsch wohnen sein, und drum über-